Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Frankreich im eigenen Spiegel.

André Siegfried: Frankreich: Deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

In den letzten Jahren hat man sich in Deutschland immer wieder Gedanken gemacht über das sehr eigenartige, mit nichts vergleichbare Wesen der französischen Seele. Es sind da mehrere Bücher erschienen, die auf einem langen und liebevollen Studium beruhten und zu höchst wesenhaften, auffallend übereinstimmenden und sich an der Fülle der Tatsachen immer von neuem bewahrheitenden Ergebnissen gelangten. Von diesen Büchern hat zum mindesten das von Sieburg durch seine Übersetzung („Dieu est-il Français?") in Frankreich selber eine Wirkung erfahren — die allerdings größtenteils nicht im Sinne des Buches war. Wie es bereits der Verleger Bernard Grasset in seinem Vorwort zu der Übersetzung machte, so wiederholten es die meisten Besprechungen und wohl auch der „Mann auf der Straße": die sehr starken positiven Dinge, die von Frankreich ausgesagt wurden, nahm man schmunzelnd an, ließ aber die gleichfalls starken kritischen Einwände gegen Frankreich unwillig beiseite liegen. In diesem wie in den meisten andern Fällen handelte es sich keineswegs allein um Komplimente, um die Einwände schmackhaft zu machen, sondern hauptsächlich um die wesenhaft verknüpften Licht- und Schattenseiten eines und desselben Charakters, dessen Einheit sinnvollerweise nicht so leicht auseinandergerissen werden kann.

Es ist eine besondere Stärke Frankreichs, daß es dies in seiner Selbstbetrachtung im allgemeinen doch vermag. Auch ein so kluger und vielseitig gebildeter mit reichem Vergleichsmaterial an den Gegenstand herantretender Beobachter wie André Siegfried macht in seinem Frankreich-Buche da keine Ausnahme. Er liebt es, sich immer wieder einen Augenblick fiktiv auf den von ihm maßlos vergröberten und in schwärzestem Lichte geschilderten mechanistischen Standpunkt des (bereits in früheren Büchern höchst pessimistisch abgehandelten) modernen Massenmenschen des Anglo-Amerikaners zu stellen und von da aus an Frankreich einige zärtliche Ausstellungen zu machen. Alsbald wird aber der Leser ins Bild gesetzt, daß Siegfried diesen Standpunkt in tiefster Seele verabscheut und alle Fehler, die der Franzose von da aus gesehen haben könnte, als reine Vorzüge zu betrachten sind. Siegfried erblickt im Franzosen den einzigen noch ungebrochen auf dem Plane befindlichen Vertreter des Individualismus. Und dieser Individualismus bedeutet ihm ohne weiteres Geistigkeit, innere Selbständigkeit, freie Persönlichkeit. Er sieht wohl gelegentlich einen Augenblick, daß der französische Individualismus im Grunde lediglich in der Ablehnung jeden Zusammenschlusses zu organisierten Zwecken besteht, und daß die Sitte gegenüber dem vorgeblich freien Individuum eine viel stärkere geistige Zwingherrschaft ausüben kann als es eine vernünftige Zweck-Nationalität vermöchte. Allein er ist selber viel zu sehr Franzose, um nicht in der Geste der Auflehnung, dem billigen dramatischen Gefühl, sich selbst zu gehören, das Wesentliche zu sehen gegenüber jeder Erfüllung dieser Freiheit mit durchgeführten positiven Sinnhaltungen und -Handlungen.

So erscheint ihm auch der von ihm unermüdlich und vollkommen zutreffend hervorgehobene Grundgegensatz zwischen Theorie und Praxis beim Franzosen in einem durchaus positiven Lichte. Er sieht sehr gut, wie der Franzose die revolutionäre Phrase bedenkenlos handhabt, wie ihm Fortschritt und Freiheit mit ihren radikalsten Forderungen bei jeder Gelegenheit vom Munde gehen und das politische Leben äußerlich ganz zu beherrschen scheinen — wie aber, als Inhalt, ein oft sehr spießbürgerlicher Konservatismus dahinter steht, eine sehr sorgsame Besitzgesinnung, die von keinerlei kostspieligen Verbesserungen und fortschrittlichen Experimenten wissen will. Reformen wirklich auszuführen, das ist in dieser Anschauung irgendwie ein Mangel an Idealismus, eine Verunreinigung der Idee mit der gemeinen Wirklichkeit. Siegfried findet für die Paradoxien solcher Einstellung sehr hübsche Wendungen, welche teilweise auch der Ironie nicht ganz ermangeln, aber im Grunde sieht er dieses Verhältnis

von Ideologie und Praxis nicht nur als das richtige an, sondern preist es auch noch als eine ganz besondere, unnachahmliche Ausgewogenheit der französischen Seele, welche den Bedürfnissen der idealen und der realen Sphäre so gleicherweise gerecht würde, ohne daß der einen durch die andere Unrecht geschehe. Um diese Einstellung ein wenig zu begreifen (ganz wird sie dem Germanen niemals durchdringlich werden), erinnere man sich der Rolle, welche die Rhetorik bei den Romanen spielt. Der Versuch der 80er und 90er Jahre des letzten Jahrhunderts, als noch ein gewisser Einfluß der deutschen Ideen in Frankreich vorhanden war, die Rhetorik als Schulfach in Frankreich in gewissem Maße durch die Philosophie zu ersetzen, fand eine leidenschaftliche Gegnerschaft, besonders in den Kreisen, welche Frankreich geistig restlos auf das Romanentum festlegen wollten, und die ja heute so ziemlich gesiegt haben. Besonders Alphonse Daudet führte hier trotz seiner Verspottung südfranzösischer selbstgenugsamer Wortorgien den Kampf. Der tiefere Sinn dabei ist eben, daß nicht das Innere, die Idee, sondern das Äußere, das Wort irgendwie das Ursprüngliche und Selbstgesetzliche sei. Die Philosophie im deutschen Sinne bedeutet von hier aus eine unsachliche Vermischung von Innen und Außen, von Theorie und Praxis.

Was dann als Gegenstand der Rhetorik, als Substanz der im Bewußtsein und Wortkunst zentralen „Freiheit" bleibt, sind die berühmten „Ideen von 1789", welche heute fast nur noch in zwei Dingen bestehen: Der Ablehnung einer juristisch-äußeren, womöglich staatlich sanktionierten Unterstreichung der sozialen Besitz- und Machtunterschiede, die tatsächlich natürlich mindestens so stark fortbestehen wie irgendwo. Es genügt aber die Verwischung äußerer aristokratischer Formen (wie sie Siegfried in England noch sehr stark empfindet), um dem Franzosen einen ganz ungebrochenen Freiheitsstolz zu ermöglichen. Der zweite und wohl noch wichtigere Inhalt der heutigen französischen Freiheitsidee ist der Antiklerikalismus. Trotz aller Einzelerfolge von Religion und Kirche in den letzten Jahren ist diese, darüber kann nicht der geringste Zweifel herrschen, in der Breite der französischen Seele völlig entwurzelt. Einer der Hauptfaktoren, die diese Entwicklung wohl unwiderruflich machen, ist eben, daß die Freiheit von jeder kirchlichen Bindung für den Franzosen ein Hauptkriterium seines Freiheitsbewußtseins ist. Kirche ist offene Reaktion, das ist eine Gleichung, die von beiden Seiten her gelesen werden kann, ohne daß dieser Fundamentalsatz französischen Staatsgefühls irgend eine nähere Erläuterung noch zuließe.

Siegfried teilt bei aller Fähigkeit, sich spielend dem französischen Bewußtsein gegenüberzustellen, diese Einstellungen vollständig. Ein sicheres Zeichen dafür ist auch der herablassende Hohn, welchen er den nichtfranzösischen Völkerschaften Frankreichs widmet, die noch an der Religion festhalten. Diese ihre Gesinnung bildet zusammen mit dem unbegreiflichen Einfall, am eigenen Volkstum, am „Patois" (Patois ist für den Franzosen jede nichtfranzösische Sprache in Frankreich) und an einem gewissen Sonderbewußtsein festzuhalten, ein düsteres Gemälde der Reaktion, der Zurückgebliebenheit, der mangelnden geistigen Reife. So erhalten die Elsässer, die Bretonen und die Basken sehr ungünstige Zensuren. — Entsprechend ist Siegfrieds Einstellung zur Außenpolitik. Auch hier weiß er sich ideell sehr weitsinnig zu geben, ohne jedoch von den üblichen französischen Positionen in der Kriegsschuldfrage, Kriegsentschädigungsfrage und Sicherheitsfrage in praxi um Haaresbreite zu weichen.

Schließlich kommt — mag er sich noch so sehr bemühen, diese sehr eigenartigen Komplexe rein immanent zu betrachten — dem ausländischen Beurteiler doch der Augenblick, wo er gegenüber diesem komplizierten System von ideellem Impetus und sorgfältig eingebauten Hemmungen nach der Praxis hin nicht mehr verstehen will, oder allzusehr versteht — das dürfte auf dasselbe hinauskommen. Diese Demokratie, in der jede direkte Auswirkung der Antriebe des Volkes selbst sorgfältig abgedämmt wird, in der die wirkliche Macht in der Hand der Banken und Schwerindustrie ist, ohne daß das einen wesentlichen Widerstand findet, unter der Voraussetzung, daß sich diese Einflüsse in die hergebrachte Freiheitsphrase kleiden — dies alles nach Siegfrieds eigener Darstellung —, eine solche Demokratie wird schließlich doch wohl gerade bei denen, welche es mit der Demokratie wirklich ehrlich meinen, ein entschlossenes Nein

finden müssen. — Doch soll damit nicht gesagt sein, daß aus Siegfrieds gescheitem und kenntnisreichem Buche sich gerade für ein Studium der nötigen Reform der Demokratie nicht sehr Wesentliches und Positives lernen ließe.

Erich Brock.

Denkwürdigkeiten Wilhelm von Bodes.

Wilhelm von Bode: Erinnerungen; 2 Bde; Hermann Rechendorf, Berlin, 1930.

Das Zeitalter Wilhelms II. genießt keines großen Ansehens. Es geht ihm wie demjenigen Napoleons III., das mit dem Sturz des Herrschers, der ihm den Namen gab, im Ansehen sank, bis dann nach Tilgung der politischen Folgen der Niederlage auch die ganze Zeit mit günstigeren Augen angesehen wurde. Vielleicht erlebt der letzte deutsche Kaiser auch einmal eine solche Aufhellung im Allgemeinen. Jetzt schon sind die Erinnerungen Wilhelm v. Bodes, des Generaldirektors der preußischen Museen, ein solcher Bau-, ja Quaderstein dazu — und deshalb, wenn wir es richtig überblicken — in Deutschland nicht auf die Beachtung gestoßen, die sie verdienen. Die Deutschen sind ja überhaupt merkwürdige Menschen: wenn sie einen ganz großen Mann haben, so braucht er bloß einer bestimmten Partei, ist schon zu viel gesagt, es genügt einer Gruppe oder Presse, nicht genehm zu sein und er wird mit einem Haß verfolgt, auch vor dem Ausland, der für die trefflichen Deutschen tief beschämend wirkt. Dafür ist Bode eines der eindrücklichsten Zeugnisse. Wer in die Welt der Kunst, und zwar der alten, die gesammelt wird, auch nur einige Schritte getan hat, weiß, daß Bode einer der genialsten Sammler war und diese Fähigkeit mit seiner Stellung als Beamter, dem sowohl in den Mitteln als dem Sammelgebiet nicht unbedingte Freiheit wie dem Privatmann gegeben wird, in Einklang zu bringen verstand. Es ist ja schließlich nichts so Großes, wenn ein amerikanischer Krösus um jeden Preis eine Sammlung von Meisterwerken zusammenbringt. Das zu sammeln, was nachher erst zu hohem Ansehen gelangt, das zuerst zu beachten, was noch nicht in seinem Werte erkannt ist, das ist eben die besondere Begabung und des Aufsehens wert. Bode hatte dieses Auge für das, was man heute als Qualität bezeichnet, wobei nicht die Flagge die Ware decken muß, sondern deren innerer Wert zu erfassen ist, auch wenn die bisherige Geltung gering war. So gelang ihm in frühen Jahren schon nebenbei, während er die amtliche Aufgabe hatte, Gipsabgüsse machen zu lassen und zu erwerben, der Ankauf schönster Originale von Skulpturen der italienischen Renaissance, die damals niemand sammelte, und zwar zu den bescheidensten Preisen. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte er innerhalb der staatlichen Verwaltung zu kämpfen, bis er Generaldirektor wurde! Man versteht aus seinen Erinnerungen, warum Bismarck die Geheimräte mit seinem unerbittlichen Zorne belegte; denn was Bode erzählt, ist teilweise wie eine Geschichte versäumter Gelegenheiten: Schmerzlich vor allem muß den Berlinern ewig in der Seele brennen, daß ihnen der Giorgione des Casa Giovanelli in Venedig entgangen ist, obwohl er für 27,000 Lire fest gekauft war; weil dann die Zahlung des Kaufpreises aus Lässigkeit der Verwaltung zu spät eintraf, wurde der Verkäufer, zu seinem ungeheuren Vorteil, wieder frei. Das ist nur ein Beispiel aus einer ganzen Reihe, die Bode in seinen Erinnerungen aufführt. Um nun noch etwas näher auf diese selbst einzugehen, so beschäftigen sie sich vornehmlich mit der Tätigkeit als Sammler und Museumsleiter. Die persönliche Entwicklung, etwa die Bedeutung des Gymnasiums, welche in deutschen Autobiographien eine so große Rolle spielt, wird nicht ausgeführt; Betrachtungen fehlen ganz, alles ist auf das Tatsächliche eingestellt: das Gefühlvolle ist nicht unterdrückt, es leuchtet etwa auf in der Schilderung der Jugendzeit und in einigen Mitteilungen über seine Ehe. Aber dieses Tatsächliche ist nun sehr reich: die große Entwicklung der preußischen Museen in den letzten Jahrzehnten ist zum größten Teil Bodes Verdienst; sein Verdienst war es, private Sammler für die Museen zu begeistern, ja eigentlich in größerem Stile in Deutschland überhaupt erst herangezüchtet zu haben, wenn man so sagen darf. Das bewirkte vor allem das große Ansehen, das er im Ausland genoß, in England vorab, aber

auch sonst in der Welt. Das mußte die Deutschen erst vertraulich machen. Jedenfalls war es seine unbedingte Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit auf diesem heiklen Gebiet des Kunsthandels, die ihm diese überragende Stellung verschafft hatten. Er muß es auch sehr gut verstanden haben, die beiden Kaiser, Wilhelm II. und dessen Eltern — denn auch die Kaiserin Friedrich III. gab sich mit Kunstangelegenheiten und Sammeln ab — geschickt zu behandeln; denn beide Herrscher, namentlich Wilhelm II., haben mit Eifer und Verständnis Bode, wie dieser, ohne Unterstreichungen, wiederholt bezeugt, unterstützt und was er geleistet hat, darf und muß dem ganzen Zeitalter Wilhelms II. zugute gehalten werden. Höchst anschaulich ist die Erwerbung einzelner Kunstwerke erzählt, werden die Händler und großen Sammler, die Beamten, mit denen Bode zu tun hatte, vor allem die Widerstände geschildert, die er zu überwinden hatte. Er stellt sein Licht nicht unter den Scheffel, aber er darf den Ausspruch für sich wiederholen, daß nur die Lumpe bescheiden sind: in der Charakterisierung seiner Gegner ist er nicht milde, Tschudi steht nicht gerade in gutem Lichte da. Die Anfeindungen, die Bode nach Erwerbung der Florabüste erfahren hatte, sind der Beleg für die zu Eingang gemachte Bemerkung über die Deutschen. In keinem andern Lande hätte eine derartige Hetze gegen einen Mann von seinen Verdiensten einsetzen dürfen, ohne daß sich die gesamte öffentliche Meinung hinter ihn gestellt und ihn namentlich gegenüber dem Ausland verteidigt hätte. Die deutsche Scheelsucht und seltsam überspannte Gerechtigkeitsliebe brachten es fertig, teils sich zu freuen, daß nun auch der Unfehlbare einmal tüchtig hineingelegt worden sei, oder war eifrig bemüht, die Unechtheit der Büste nachzuweisen, während sie ein altes und bedeutendes Kunstwerk ist, das die Engländer gerne zum Ankaufspreis zurückgenommen hätten.

Von Eitelkeit scheint Bode frei gewesen zu sein; wenigstens berichtet er nichts von äußeren Erfolgen, Orden, Ehrenmitgliedschaften und anderen Auszeichnungen. Und das will nicht wenig heißen. Dieser Eindruck wird schon durch die schlichte Abgrenzung seiner Fähigkeiten in der Einleitung seiner Erinnerungen erweckt.

Sicher war es nicht leicht, unter ihm zu dienen, denn wie er an sich selber die höchsten Anforderungen stellte, trotz einem häufig auftretenden schweren Venenleiden, so wird er auch von seinen Mitarbeitern das Äußerste verlangt haben. Aber nirgends so wie in Deutschland — dünkt uns — wird nur dann etwas erreicht, wenn eine starke Persönlichkeit an der Spitze steht und eine feste Hand hat.

Mit Ermahnungen an die Kunsthistoriker vor den Gefahren der Beteiligung am Kunstmarkte oder der Tageskunstkritik schließen diese im vordersten Range deutscher Lebenserinnerungen stehenden Denkwürdigkeiten Wilhelm v. Bodes. Er war ein ganzer Mann — das drückt schon der Kopf mit den feinen und doch festen Zügen aus — auch in der Richtung, daß er den neuen Herren nicht geliebedienert hat, wie so viele andere, die des Kaisers Huld genossen hatten.

Gerhard Boerlin.

Evangelische Christen in Abwehr und Angriff.

Die Zeiten haben sich auch für den Christen geändert. Konnte er sich früher dem Traume hingeben, als ob die Masse christlich sei, weil sie der Botschaft der Kirchen keinen Widerspruch entgegensetzte, und mitmachte, was von ihr an Formen und Äußerlichkeiten verlangt wurde, so ist heute dieser Traum gründlich zerstört. Unerwartet rasch hat sich die Lage geändert, eine kirchen- und christentumsfeindliche Masse kämpft heute gegen jede religiöse Beeinflussung und droht, unterstützt von Rußland her, mit dem Untergang des Christentums. Stolz sprach man einst von christlichen Völkern, vergaß, daß Christus selbst die Zahl derer, die den „schmalen Weg gehen, der zum ewigen Leben führt", eine geringe nannte; oder man glaubte es besser zu wissen als der Meister. Und nun entdeckt man plötzlich, daß die Sittlichkeit der „christlichen" Völker eine andere ist als die der Bergpredigt, ja, daß sie eine andere sein muß. Darob großes Entsetzen bei allen, die sich an Schlagwörtern berauschten und von Äußerlichkeiten blenden ließen, eifriges Bemühen bei andern, das Volk auf irgend eine Weise „wieder" unter das christliche Sittengesetz oder gar das „Gesetz" der

Bergpredigt zu bringen, sei es durch wohlgemeinte Ermahnungen oder durch listige Unwahrhaftigkeiten. Vor allem aber viel Nervosität und viele Zugeständnisse an das „Verständnis" der Masse. Da wird der Glaube verflüchtigt zur „Bindung eines Menschen an eine hinter den Dingen liegende Gottesidee". Auf Grund der natürlichen Vertrauensseligkeit der Jugend kommt man zur Behauptung: „Jugend und Glaube gehören zusammen", und man nennt das Christentum „die idealistische Weltanschauung"! Deutlich ist auch der religiös-soziale Einschlag zu spüren, wenn z. B. zwischen Paulus und Christus ein Gegensatz konstruiert wird: „Nicht Paulus vermag heute die Jugend zu führen, geschweige denn die Gestalten der Kirchengeschichte; die heutige Jugend eines Wahrheits- und Tatwillens (!) kann nur durch Jesu Wort und Persönlichkeit bezwungen werden. Der letzte Mittelpunkt des Unterrichts muß darum die Bergpredigt sein, denn die Bergpredigt ist dasjenige, was unsere Jugend retten kann." Das furchtbare Gespenst der Arbeitslosigkeit gibt dieser Seite eine bequeme Erklärung für die materialistische Gesinnung der Jugend. Weiter wird behauptet, Christentum und Sozialismus seien keine Gegensätze; „denn die sozialistische Idee von der Gleichwertigkeit aller Menschen ist eine christliche Idee".

Im übrigen ist es schade, daß sich die angeführten Sätze in dem Büchlein von **M. Lerche: „Ungläubige Jugend"** (Christliche Wehrkraft, Nr. 16, bei Paul Müller, München) finden; denn diese Schrift enthält manche nette Sätze: So von der Bedeutung und Unentbehrlichkeit der elterlichen Zucht, von der Bedeutung des Sonntags als einzigem Träger der Familiengemeinschaft, oder von der „jetzigen Methode des Arbeitsunterrichts, die nur ein stetes Zusammentragen, aber keine Zusammenschau ist" u. a. m. Aber schließlich muß es doch gesagt sein, daß das biblische Christentum weit mehr und tiefer ist als eine idealistische Idee. Hat irgend ein Mensch die Wirklichkeit nüchterner erfaßt, den Realismus weiter getrieben als Paulus: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnt nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute, finde ich nicht; denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich!" Aber das ist „paulinische" Predigt, darum abgetan, und um dieser wirklichen Buße und Selbsterkenntnis zu entrinnen, flüchtet man zur Bergpredigt, die ehrlicherweise zur selben Realistik führen müßte, und verliert sich in unwirklichem Idealismus. Das Christentum hört damit auf, etwas ganz Persönliches zu sein, es handelt sich dann nicht mehr um meine Errettung aus meiner Schuld und Ichgebundenheit, sondern nur noch um eine hinter den Dingen stehende Idee. Idealismus und Realismus sind Extreme, deren einseitige Befolgung zur Verkennung der Wirklichkeit führt, mag auch der „christliche" Idealist seine Unwahrhaftigkeit „Glauben" nennen. Christentum ist höchster Idealismus und tiefster Realismus, es ist Wahrheit. So scheint mir die ganze Arbeit M. Lerches auf trügerischem Grund zu stehen, trotz allem ehrlichen Wollen, sie scheint mir eine Flucht zu sein vor dem Christentum in einen ungesunden Idealismus. Dem Traume jäh Entrissene suchen neue Träume!

Auf soliderem Boden scheint mir **Wilhelm Ley: „Der Anmarsch der Gottlosen"** (Christliche Wehrkraft, Nr. 17) zu stehen. Seine Schilderung der freidenkerischen Arbeitsweise und der verschiedenen Freidenkergestalten ist trefflich klar und wahr geschaut. Ebenso klar ist das Ziel seiner Arbeit. Christus ist ihm mehr als Idee, erfahrene Wirklichkeit und er wendet sich als Schulmann an gleichgesinnte Volksschullehrer mit der Aufforderung, durch Hausbesuche bei den Eltern der Kinder, auch bei freidenkerischen, als Volkslehrer zu wirken. Es berührt einen zunächst sonderbar, wenn Ley dem Christen die Aufgabe zuschreibt, Gott zu verteidigen, aber seine Ausführungen zeigen, daß er die Aufgabe des Christen richtiger erfaßt hat, als es nach der Einführung scheinen wollte. Leys Volkslehrer ist kein Verteidiger, sondern, was viel richtiger ist, einer, der mit frohem Mut und in aller Liebe den Gegner angreifen darf, um ihn für Christus zu gewinnen. Das Büchlein ist für jedermann kurzweilig zu lesen, voller Anregungen und Wahrheiten, und gehört sicher zu den besten, die uns bisher von der „Christlichen Wehrkraft" gegeben worden sind.

Wertvoll ist ferner Nr. 18 aus dieser Schriften-Reihe: **Hans Pförtner: Das junge Mädchen unter der Gewalt des öffentlichen Lebens.** Auch dieser Verfasser

zeigt eine klare Grundstellung. In einer Zeit der Grundsatzlosigkeit, der Augenblicks- und Gefühlsentscheidungen auch bei der Großzahl der Christen ist dies doppelt erfreulich. So sieht der Verfasser in der neuzeitlichen Entwicklung manches Dankenswerte für die Frau, aber auch sehr viel, das ihr und der Welt zum Verhängnis werden kann. „Die Welt verarmt, wenn sie in zunehmendem Maße die Offenbarungen unverknechteten weiblichen Wesens entbehren muß, und wahre Männlichkeit leidet unter jeder Beeinträchtigung echter Weiblichkeit... Darum gehört die Frau nicht in den äußern Kampf, sie gehört in den innern Kampf... In der Öffentlichkeit verliert sie ihr Bestes, ihr Heiligstes... Die innerlichsten, stillsten Frauen sind die stärksten Stützen der Männer und durch diese des Staates und der Gesellschaft."

Karl Lienhard.

Neues über Nietzsche.

Karl Heckel: Nietzsche; Reclam, Leipzig.
Hugo Fischer: Nietzsche Apostata oder die Philosophie des Ärgernisses; Stengler, Erfurt, 1931.
Baeumler, Alfred: Nietzsche als Philosoph und Politiker; Reclam, Leipzig.
Ausgabe der Werke in 4 Bd.; Reclam.
Ausgabe der Werke in 2 Bd.; Kröner, Leipzig.

Wenn zu meiner Zeit ein Schüler einer obern Gymnasialklasse konfuse Aufsätze schrieb, an die er später nicht mehr gern erinnert wurde, so erhob sich im Erzieherkollegium sicher eine klagende Stimme: „Der Kerl liest Nietzsche!" Dafür erklärte dann der angegriffene Übermensch von dem betreffenden Erzieher: „Der rückständige Tropf kennt nicht einmal Nietzsche!" Wie ist das alles so anders geworden! Wer kennt heute nicht Nietzsche? Bald hätte ich gesagt: „Wer kennt ihn noch?" Nur gut, daß das Wort „kennen" verschiedene Wertigkeitsstufen hat. Ich glaube, daß der tapfere Philosoph da wieder sein aristokratisches Wort von den Viel zu Vielen brauchen würde. Nietzsche ist nicht mehr dernier cri. Das hat die schöne Folge, daß man ihn langsam ernst zu nehmen beginnt. Natürlich meine ich hier nicht die monomane Pubertätsliteratur der psychoanalysierenden Lehrer und Pfarrer. Dieser Scharlach wird auch vorübergehen, und wenn er eine Art Immunität zurückläßt, wollen wir Gott sogar für diese literarische Sündflut danken. Ich will hier nur auf zwei ernst zu nehmende Bücher hinweisen, hoffend, daß sie in dieser und jener Bücherei Einzug halten werden. Da ist zunächst Karl Heckel, dessen kleines, in der bekannten Sammlung Reclam erschienenes Büchlein liebevoll ein Bild von Leben und Lehre des großen Einsamen zeichnet. Als junger Mann hat Heckel Nietzsche noch persönlich kennen gelernt. Durch sein Werklein zittert etwas von dem Eindruck nach, den der grundvornehme Ältere auf den Werdenden, der in diesem Falle wirklich dankbar war, gemacht hat. Reizende Schlichtheit kennzeichnet Heckels Bemühen, und zur ersten Einführung wüßte ich keine geeignetere Schrift zu nennen. Keine Vergötterung, kein moralisierendes Anbellen, keinerlei Interpretationskünsteleien, ein schlichtes, warmes Verstehenwollen. Wer sich das Werklein gründlich zu eigen gemacht, kann ruhig zu Größerm weitergehen. Ob aber nicht Vielen ein solches sich zu eigen Machen des Einfachen not täte? — Ganz anderer Art ist das Werk von Hugo Fischer: Nietzsche Apostata oder Die Philosophie des Ärgernisses (Erfurt, Stengler, 1931; 313 S.). Ich habe das Buch erschüttert aus der Hand gelegt. „Es muß zwar Ärgernis kommen; aber wehe dem, durch den Ärgernis kommt!" Welches Ärgernis Nietzsche gebracht, ist hier in packender, fast unheimlich monotoner Wucht dargestellt, und daß man heute mehr oder minder scheu an ihm vorübergeht, der „mit dem Hammer philosophierte", oder daß man ihn irgendwie umzubiegen versucht, begreift man nach dieser Darstellung mit Grauen. Aber man erkennt auch, was Nietzsche unserer Zeit zu sagen hätte. Und man erkennt mit Erschütterung, daß nichts zu machen ist. Die nächste Zukunft gehört dem Gemütsgewurstel und der gefühlvollen Luft ungeöffneter Seelenfenster. Der geistige Raum ist erstickend geladen mit Kleinkindergelall und -gealber und mit Ammenintelligenz. Wer aber Mut hat, wer noch nicht ganz umnebelt und eingehüllt ist, wer noch ein Bedürfnis hat nach rauher, aber frischer Berg-

Geistesluft, kann sich durch dieses Buch den Atem befreien lassen. Wir leben in einer Zeit des geistigen Morphinismus. Ob eine Entziehungskur noch möglich sein wird? Hoffen wir, daß Fischers Werk doch Einigen den milden Schlummer zur seelenvollen Versumpfung brechen werde.

Soeben erscheint, ebenfalls im Reclam'schen Verlag, ein eigenartiges Gegenstück zu Heckels Büchlein. Alfred Baeumler gibt eine Darstellung Nietzsches als „Philosoph und Politiker". Ohne Zweifel ist das Wirken Nietzsches hier mit unerbittlicher Folgerichtigkeit aus einem Punkte gesehen, so scharf, daß man sich fragt, ob der Verfasser nicht für Manches neben seiner Blickrichtung blind gewesen. Mit der Bezeichnung der Nietzsche'schen Stellung als „heroischer Realismus" ist über den philosophischen Wert doch noch wenig gesagt. Ganz wird man vom Eindruck nicht frei, daß ein verborgener Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Baeumlers hoffentlich zu reger Auseinandersetzung herausfordernde Schrift ist als Einleitung auch einem Bande der handlichen und schön ausgestatteten Ausgabe der wichtigsten Werke Nietzsches in der Sammlung Reclam beigegeben, ebenso die Biographie Heckels. Von den Nachworten Kurt Hildebrandts ist zu bemerken, daß sie ganz vom Geiste Stephan Georges durchwirkt sind. Das mag ein dichterisch-ekstatischer Vorteil sein. Ob das Verständnis Nietzsches im philosophischen Sinne dadurch gefördert wird, ist fraglich. Man könnte hier auch die Anfänge einer Art Nietzschemanie in Georgischer Bengalbeleuchtung sehen. Das aber tut der wirklich schönen Ausgabe keinen Schaden. — Auch der Kröner'sche Verlag vermehrt die Nietzsche-Ausgaben um neue. Mir liegt die zweibändige, von Aug. Messer herausgegebene, vor. Sie enthält die Hauptwerke, dazu sehr angenehm zu handhabende Stellennachweise und ein gutes Register. Messers Einleitung will bewußt nicht geistreich sein, sondern ehrlich-schlichten Dienst an Wort und Gedanken tun.

Adolf Attenhofer.

Geschichtliches von den Eichen in der Schweiz.

Karl Alfons Meyer. Kanzleivorstand der schweiz. forstl. Versuchsanstalt „Mitteilungen der schweiz. Centralanstalt f. d. forstl. Versuchswesen". Bd. XVI, 2. Heft, S. 231/451, mit 15 Bildern auf Tafeln. Zürich, Beer & Cie., 1931.

Diese gediegene Arbeit überrascht durch große Gelehrsamkeit, ungewöhnliche Vielseitigkeit und Belesenheit des Verfassers. Sie enthält mehr als der Titel ahnen läßt. Durch Berücksichtigung eines überaus weitschichtigen Quellenmaterials ist sie auch ein wertvoller Beitrag zur schweizerischen Kulturgeschichte. In ausgiebigster Weise werden alte Chroniken, Flurnamen des Siegfriedatlas, die auf die Eiche Bezug nehmen (Eichbühl, Eichelacker, Eichholz, In Eichen, Eichmatten, Eichliweg, Eichlibann, Eichtor u. s. w.), Forstordnungen, Wirtschaftspläne, Schenkungsurkunden, Kaufverträge, Prozeßakten, Waldservitute, ja sogar alte Holzschnitte und Karten zu Rate gezogen. Noch mehr, außer der forstlichen wird auch die botanische Literatur eingehend berücksichtigt. Man ist erstaunt, neben lateinischen Werken des Mittelalters die in der Fachliteratur zerstreuten, allerneuesten wissenschaftlichen Abhandlungen verwertet zu finden. Und wo aus andern Gebieten noch etwas zu holen ist, da versagt der Spürsinn des Verfassers nie. Nicht nur all diese Akten, sondern auch das häufige Vorkommen von Eichenstrünken in Moorböden und die Tatsache, daß ein großer Teil der Pfahlbautenpfähle unserer Seen aus Eichenholz bestehen, sprechen für eine einst wesentlich stärkere Beteiligung dieser edlen Holzart am Waldbild unseres Landes.

Aus den Studien von Karl Alfons Meyer geht nun aber mit aller Deutlichkeit hervor, daß es nicht Veränderungen des Klimacharakters, sondern in erster Linie wirtschaftliche Verhältnisse waren, die im Verlauf der Jahrhunderte einen steten Rückgang der Eiche zur Folge hatten, einen Rückgang, der besonders seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts für unsern Baum geradezu katastrophale Formen angenommen hat.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß bei der dünnen Bevölkerung des Landes die Schweiz bis zur Zeit der französischen Revolution kaum Holznot

kannte, und daß die Eiche durch das ganze Mittelalter nicht des Holzes wegen, sondern als Eichelmast (Acherum) in hohem Ansehen stand. Die Schweinezucht war damals viel wichtiger als heutzutage. Doch wurde das Schwein nicht als Stalltier gehalten, sondern es suchte sich einen großen Teil des Jahres herdenweise die Nahrung in den lichten Eichenwaldungen, wie dies heute z. B. noch in Korsika der Fall ist. Die Tiere waren hochbeiniger, kräftiger, schnellfüßiger und erinnerten viel mehr an das Wildschwein, das damals in den Wäldern verbreitet war, so daß gewiß oft Bastardierungen vorkamen, die der weiteren Veredelung des Hausschweins hinderlich im Wege standen. Dazu kam die Verwertung der Eichrinde als Gerberlohe und in Ermangelung der Steinkohle — wegen fehlenden oder zu teuren Verkehrsmitteln — Gewinnung von Holzkohle. Ein großer Teil der Waldungen des schweizerischen Mittellandes war somit Eichenweidewald. Der Bedarf als Bauholz für Brücken und Häuser war mit unseren heutigen Verhältnissen gemessen gering. Gelegentliche große Feuersbrünste wie die Brände von Olten (1411 und 1422) erforderten mehr ausnahmsweise größere Mengen.

Im Verlauf der Zeit änderte sich aber das Bild. Der Eichenwald wurde mehr und mehr gerodet und in landwirtschaftliches Kulturland verwandelt. Viele besonders günstige Eichenlagen wurden durch Rebberge verdrängt, andere Eichenwälder in Felder und Äcker umgewandelt. Dann kam in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts der Kartoffelbau, der die Eichelmast erheblich beeinträchtigte. Bereits um 1755 verfügte der Fürstbischof von Basel für sein Territorium, daß für eine gefällte Eiche drei junge Eichen zu pflanzen seien. Vielfach finden wir Verordnungen, daß Neuvermählte bei ihrer Verehelichung Eichen zu setzen und für ihr Fortkommen zu sorgen haben. Bei Eingängen werden sie für Ersatzpflanzen verpflichtet. Es zeigt dies, daß in der Einschätzung der Eiche ein Wandel eingetreten ist. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts kommt sie fast nur noch als Bauholz in Frage. Da ihr langsames Wachstum für den Förster eine lange Umtriebsdauer zur Folge hat, gab dies Veranlassung, Buchen und Fichten zu bevorzugen. So entstanden an Stelle des Eichenwaldes im Mittelland und in den untersten Gebirgslagen mehr und mehr Buchen- und Fichtenwälder. An andern Orten (z. B. in Solothurn) haben die Hüttenwerke der Eisenindustrie in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts viel Eichenholz verbraucht. Ganz besonders ruinös wurde aber etwa von 1845 an der Eisenbahnbau durch den großen Bedarf an Eichenschwellen. Fünfzig Jahre Eisenbahnbau sind so den Eichen verhängnisvoller geworden als vorher viele Jahrhunderte sorgenloser Schweinemast.

Neben den allgemeinen Ursachen, die den Rückgang der Eiche bedingt haben, gibt der Verfasser nach Kantonen einen Überblick über die frühere Verbreitung der Eiche (S. 328—437) in den verschiedenen Landesteilen. In besonders eingehender Weise werden die Kantone Zürich und Bern behandelt.

Wenn der Verfasser bei seiner großen Bescheidenheit in seiner Arbeit überall Lücken sieht und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß ihm später eine ergänzende und vertiefende zweite Mitteilung vergönnt sein möge, so sind wir nicht ganz dieser Ansicht. Wir freuen uns zwar auf die Aussicht einer Fortsetzung dieser interessanten Studie, doch schon die vorliegende Arbeit ist in mancher Hinsicht von grundlegender Bedeutung, eine Quelle, auf die man sicher immer wieder gern zurückgreifen wird. Wünschenswert scheinen uns noch Karten der mittelalterlichen und jetzigen Verbreitung der Eiche in der Schweiz, ferner das bessere Auseinanderhalten der vier einheimischen Eichenarten, was jedoch für die Frühzeit auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte, und vielleicht auch noch eine mehr chronologische Verwertung der vielen Angaben früherer Jahrhunderte. Alles übrige ist mehr Kleinarbeit, die gewiß verdienstvoll ist, aber die großen Züge unserer jetzigen durch K. A. Meyer erhaltenen wesentlich erweiterten Kenntnisse der Geschichte der Eiche in der Schweiz kaum in ihren Grundlagen ändern dürfte.

M. Rikli.

Die Rückwendung zum Mythos.

Gerbrand Dekker, Die Rückwendung zum Mythos. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Der Verfasser dieses Buches hat eine Nachschrift von Schellings Vorlesung zur Philosophie der Mythologie wieder aufgefunden, welche er überzeugend auf ungefähr 1830 datiert. Das bedeutet, daß wir damit ein wenn auch nicht allzu umfangreiches Zeugnis von der Entwicklung des Philosophen besitzen, das die große Lücke zwischen seiner mittleren und letzten Periode, eine Lücke, welche ungefähr 40 Jahre umfaßt, wenigstens andeutungsweise auszufüllen geeignet ist. Die Philosophie der letzten Periode Schellings, die sogenannte „positive Philosophie", war bisher völlig abrupt von der vorigen abgesetzt; jetzt ergeben sich wenigstens einige schwache Verbindungsfäden von der einen zur andern. Allerdings können auch sie die Tatsache nicht entfernen, daß die positive Philosophie Schellings am Ende der Entwicklung des deutschen Idealismus etwas fast völlig Neues und in gewissem Sinne vollständig dazu Gegensätzliches bedeutet. Am Ende der reichsten Erntezeit, welche die Selbstbesinnung des Menschengeistes vielleicht je gehabt hat, sieht er sich genötigt, sein Ungenügen zu bekennen. Der grandiose Versuch, den Hegel noch eben zu seiner letzten Höhe getürmt hatte, die gesamte Wirklichkeit in Idee aufzulösen, schlägt auf seinem Gipfel in sein Gegenteil um. Der Menschengeist hatte vergeblich gestrebt, die Dichtigkeit des Gegenstandes, den Ernst der Natur und die Überweltlichkeit Gottes aus sich selbst hervorzutreiben. Er steht zuletzt immer nur vor sich selber, und da bricht es erschütternd wie ein Schrei aus Schellings Brust: „Ihn, ihn will er haben, den Gott, der handelt, bei dem eine Vorsehung ist, der als selbst tatsächlicher dem Tatsächlichen des Abfalls entgegentreten kann, kurz der der Herr des Seins ist." Solche Töne waren im Umkreis der klassischen deutschen Philosophie nicht erhört worden (wenngleich ein solches Wirklichkeitsbewußtsein dem Absoluten gegenüber Hegel sicher nicht fremd war, so kommt es doch mehr in Untertönen zum Ausdruck); und nun geht Schelling daran, auf Grund der neuen Einsicht eine neue Philosophie aufzubauen, die noch unter die bisherige rationale gehört, die aber negativ erscheint, zurückzugehen sich unterfängt: warum, so fragt sie, ist die Welt, warum ist nicht nichts? Welches ist die Notwendigkeit der Existenz? Diese Lehre will an den Anfang des Denkens statt des sich dann als leer erweisenden „Seins" die ganze Härte der objektiven Tatsache, des Willens Gottes als Herrn der Wirklichkeit setzen, und nicht ihn zuletzt bestenfalls als eine Idee erweisen. Genug, wir stehen hier an der Wiege des Begriffs des „Existenzialen", welchen Kierkegeard dann aufgriff, und der heute in der philosophisch-theologischen Erörterung im Mittelpunkte steht. Schon die Schimpfworte, welche Kierkegeard Schelling widmet, nachdem er seine Vorlesungen über positive Philosophie in Berlin gehört hatte, könnten darauf hinleiten, daß hier eine Spur verwischt werden soll, eine Übernahme verdeckt wird. Es würde sich lohnen, im einzelnen dem entscheidenden Einflusse des alten Schelling bei dem dänischen Denker nachzugehen. Dekker tut das nicht, sondern zieht die Linie von dem letzten Schelling zur Gegenwart direkt. Er konfrontiert ihn mit allen kennzeichnenden Gedankenströmungen der Gegenwart (unter anderem auch mit der Psychanalyse, welche er in Zürich studiert hat) und stellt schließlich in den Mittelpunkt seine Bedeutung für die Wiedererweckung des Mythos, nach dem ja von allen Seiten heute wieder gerufen wird als nach der Verkörperung der Idee in einer unscheidbar damit zusammenhängenden und unablöslichen einmaligen Wirklichkeit. Es greift sich mit Händen, daß dieser Begriff wenigstens als Begriff von der positiven Philosophie Schellings aus wieder ermöglicht wird. Andererseits, wie bereits Schelling die bisherige „negative" Philosophie als unteres Stockwerk beibehalten wollte, so warnt auch Dekker davor, nun, wie es heute die sog. dialektische Theologie will, die Idee zu Gunsten der Tatsache völlig über Bord zu werfen, und empfiehlt eine entsprechende Korrektur an Schellings Positivismus. — Das Buch ist sehr lebendig und temperamentvoll geschrieben, höchstens möchte man ihm stellenweise eine größere Zurückhaltung gegenüber gewagten Bildern wünschen, die, preßt man sie wie hier, oft mehr verhüllen als beleuchten. Erich Brock.

art, zur Beeinflussung der Reichstagswahlen in dem Sinne verwendet, daß ein „pazifistischer" Reichstag zustandekomme, der einer deutsch-französischen Verständigung geneigt sei.

Eine eigenartige „Verständigung" zwischen zwei Völkern, zu der das eine Volk mit dem Geld des andern bestochen wird! O.

Besprochene Bücher.

Baeumler, Alfred: Nietzsche als Philosoph; Reclam, Leipzig.
Bode, Wilhelm von: Erinnerungen; H. Reckendorf, Berlin.
Dekker, Gerbrand: Die Rückwendung zum Mythos; Oldenbourg, München.
Fischer, Hugo: Nietzsches Apostata; Stengler, Erfurt.
Heckel, Karl: Nietzsche; Reclam, Leipzig.
Heun, Eugen: Selbsterkenntnis und Selbstentwicklung; Kampmann, Heidelberg.
Lerche, M.: Ungläubige Jugend; Müller, München.
Ley, Wilhelm: Der Anmarsch der Gottlosen; Müller, München.
Meyer, Karl Alfons: Geschichtliches von den Eichen in der Schweiz; Beer, Zürich.
Nietzsche: Werke, Reclam & Kröner, Leipzig.
Pförtner, Hans: Das junge Mädchen unter der Gewalt des öffentlichen Lebens; Müller, München.
Psychoanalytische Bewegung, Sonderheft „Schweiz"; Internat. Psychanalytischer Verlag, Wien.
Riekel, August: Aufgaben und Grenzen der öffentlichen Erziehung; Zickfeldt, Osterwieck-Harz.
Russel, Bertrand: Ewige Ziele der Erziehung; Kampmann, Heidelberg.
Siegfried, André: Frankreich; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Straßer, Vera: Die Denkmethoden und ihre Gefahren; Thieme, Leipzig.
Ziegler, Leopold: Magna Charta einer Schule; Reichl, Darmstadt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung, Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Bücher-Eingänge.

Belzner, Emil: Marschieren, nicht träumen; Enoch-Verlag, Hamburg, 1931; 238 S.; M. 5.50.
Beumelburg, Werner: Der Kuckuck und die zwölf Apostel; Stalling, Oldenburg, 1931; 327 S.
Büchli, Arnold: Altisrael, Balladen und historische Lieder; Schwabe, Basel, 1931; 75 S.; M. 4.
Fallada, Hans: Bauern, Bonzen und Bomben; Rowohlt, Berlin, 1931; 565 S.; M. 6.
Faut, Adolf: Technik, technisches Zeitalter und Religion; Mohr, Tübingen, 1931; 51 S.; M. 1.80.
Freyer, Hans: Revolution von rechts; Diederichs, Jena, 1931; 72 S.; M. 2.
Gilbert, Hubert E.: Lands-Knechte; Sponholtz, Hannover, 1931; 404 S.; M. 7.80.
Gömöri, Eugen: Das Problem der Todesstrafe; Alpenland-Verlag, Schaan, 1931; 112 S.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)